

Eine Lanze für deutsche Vornamen

Autor(en): **Hinderling, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **25 (1969)**

Heft 1

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420971>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine Lanze für deutsche Vornamen

Zugleich ein Hinweis auf WASSERZIEHER: *Hans und Grete*;
SEIBICKE: *Wie nennen wir unser Kind?* und
STEIGER/RAMSEYER: *Wie soll unser Kind heißen?*

Von Robert Hinderling

Sprachpflege auf dem Gebiet der Namengebung ist ohne Zweifel viel schwieriger als auf dem Gebiet des gewöhnlichen Wortschatzes. Der Hauptunterschied besteht darin, daß uns bei den Namen jedes natürliche Gefühl abhanden gekommen zu sein scheint. Während jedermann die meisten Fremdwörter leicht erkennt und meistens als fremd, oft auch als abstoßend empfindet, verhält es sich bei den Namen manchmal geradezu umgekehrt: Namen fremder Herkunft sind sehr gebräuchlich und kommen uns darum ganz alltäglich vor, während uns viele Namen deutscher Herkunft seltsam fremd anmuten. Man vergleiche nur etwa *Beat, Felix, Peter, Urs* gegenüber *Dietrich, Eberhard, Gotthold* und *Otfried*, um nur einige Beispiele zu nennen. Wenn wir also realistisch sein und uns nicht lächerlich machen wollen, so müssen wir den Begriff „deutsche Namen“ sehr weit fassen. Alle Namen, die sich im Laufe der Jahrhunderte bei uns eingebürgert und sich dem deutschen Lautgewand angepaßt haben und vertraut geworden sind, sind uns so gut „deutsch“ wie die vielen Lehnwörter, die wir aus fremden Sprachen im Laufe der Zeit übernommen haben. Wenn wir in diesem Zusammenhang dennoch „deutsche Namen“ im engeren Sinne verstanden, d. h. auf die Namen germanisch-deutscher Herkunft beschränkt haben möchten, so geschieht dies einzig aus praktischen Gründen. Das, worüber wir sprechen wollen, müssen wir ja irgendwie benennen, und die Bezeichnung „deutschstämmige Namen“, die *Wasserzieher* verwendet, kommt uns zu stämmig und darum zu teutsch vor.

Die Lanze, die wir hier brechen wollen, gilt also den „deutschen“ Namen im engern Wortsinn und nicht auch den Lehnnamen, aus dem einzigen Grund, daß diese einen Schutz nicht nötig haben. Dank ihrer Verankerung in der gesamtabendländischen Kultur und vor allem im Christentum haben die meisten dieser Lehnnamen heutzutage eine so starke Stellung, daß sie ohne jeden Schutz gedeihen. Es hieße offene Türen einrennen, wollte man Namen wie *Anna*, *Elisabeth*, *Gabriele*, *Peter*, *Christoph* und *Markus* verteidigen. Anders steht es dagegen schon mit Namen wie *Gerold*, *Hartmann*, *Guntram*, *Adelheid* und *Gertrud* usw. Haben auch sie ein Lebensrecht bei uns? Werden sie nicht gerade deshalb von vielen abgelehnt, weil sie „deutsch“ sind? Wieder einmal werden wir uns der Mehrdeutigkeit dieses Adjektivs und unserer eigenen Zwiespältigkeit bewußt. Wie einfach haben es doch andere Nationen, bei denen das Adjektiv für Volk und Sprache und Nation in selbstverständlicher Weise eins ist. Wie einfach und selbstverständlich, daß die Dänen dänische, die Holländer holländische Namen wählen. Wir müssen immer dem „zwar“ ein „aber“ entgegensetzen, müssen die Größe aufbringen, zwei Gedanken auf einmal zu denken. Sollen wir's beklagen? Wer möchte beklagen, was in so selbstverständlicher Weise ist? Wir haben uns mit dieser Zwiespältigkeit nicht nur abzufinden, sondern sie als etwas Positives zu werten und zu verstehen zu lernen. Und aus diesem Grunde dürfen wir also allen innern und äußern Anfechtungen zum Trotz uns als Deutschschweizer gerade auch für „deutsche“ Namen einsetzen.

Was stehn uns für Hilfen zu Rate? Es gibt eine ganze Menge von Namenbüchlein, die grundsätzlich alle Verzeichnis und Etymologie der wichtigsten männlichen und weiblichen Vornamen bringen. Am bekanntesten ist wohl das Buch von Wasserzieher, das den gelungenen Titel „Hans und Grete“ trägt und bereits in 17. Auflage erschienen ist¹, in den neuen Überarbeitungen gewiß noch heute ein sehr nützliches Büchlein, das nur eben den Schönheitsfehler aufweist, daß es das Namengut in einen „deutschstämmigen“ und einen „fremden“ Teil aufteilt, wobei dann aber unter den „deutschstämmigen“ Namen durchaus auch englisch-altenglische Namen wie *Edith* und nordische wie *Dagmar*, *Tryggv* und *Swen* auftauchen, und umgekehrt Namen wie *Peter*, *Jürg*, und sogar *Hans* und *Grete* selbst zu den fremden gerech-

¹ ERNST WASSERZIEHER: *Hans und Grete*. 2500 Vornamen erklärt. 17., neubearbeitete Auflage, besorgt von Paul Melchers. Bonn: Dümmler 1967.

net werden. Diese Aufspaltung ist, einmal ganz abgesehen davon, daß sie „falsch“ ist, weil eben *Jürg* kein „fremder“ Name und *Edith* nicht „deutschstämmig“ ist, auch psychologisch ungeschickt, weil sie den Durchschnittsschweizer eher von deutschen Namen abschrecken wird, statt sie ihm schmackhaft zu machen. Darin bedeutet das Büchlein von Wilfried Seibicke einen entschiedenen Fortschritt.² Seibicke bringt außerdem eine über 50seitige Einleitung über die Probleme der heutigen Namengebung mit statistischen Angaben über jüngste Modeströmungen und sogar mit Ausführungen über das Namenrecht in den verschiedenen deutschsprachigen Ländern. An weiteren Namenbüchlein seien noch genannt: Eugen Mader, *Vornamen von Abel bis Zoe*³, sowie das eben erschienene Lexikon der Vornamen von Günther Drosdowski.⁴

Alle diese Veröffentlichungen sind in Deutschland erschienen und für uns darum nur teilweise verwendbar. Man muß es deshalb begrüßen, daß in der Schriftenreihe des Deutschschweizerischen Sprachvereins das alte Büchlein von August Steiger „Wie soll unser Kind heißen?“ in der Überarbeitung von Rud. J. Ramseyer neu herausgegeben wurde.⁵ Ein Namensverzeichnis enthält diese Schrift allerdings nicht. Wer sich aber für die Geschichte unserer Namengebung interessiert, erhält hier einen spannend geschriebenen und geschickten Überblick von der altdeutschen Zeit bis zur Gegenwart, wobei nun eben die Verhältnisse der deutschen Schweiz besonders berücksichtigt werden. Die Verfasser zeigen uns z. B., wie sich die Namen im Laufe der Zeit ändern, wie etwa die gewaltige Fülle altdeutscher Namen immer mehr zusammenschrumpft, besonders seit vom 13. Jahrhundert an die biblischen Namen sich ausbreiten, bis schließlich in Bern um 1530 auf 11 fremde Männernamen nur noch ein deutscher kam und bei den Frauennamen auf einen deutschen Namen sogar 137 fremde entfielen. Vor allem die Reformation reformierter Ausprägung hat die Verbreitung biblischer Namen gefördert und gefordert. Calvin versuchte in Genf sogar durchzusetzen, daß

² WILFRIED SEIBICKE: *Wie nennen wir unser Kind?* Hg. von der Gesellschaft für deutsche Sprache. Lüneburg: Heliand 1962.

³ EUGEN MADER: *Vornamen von Abel bis Zoe* (Humboldt-Taschenbücher 117). Berlin-München: Gebrüder Weiß 1966.

⁴ GÜNTHER DROSDOWSKI: *Lexikon der Vornamen*. Herkunft, Bedeutung und Gebrauch von mehr als 3000 Vornamen. (Duden-Taschenbücher.) Dieses Buch lag mir nicht vor.

⁵ AUGUST STEIGER/RUDOLF J. RAMSEYER: *Wie soll unser Kind heißen?* (Schriften des Deutschschweizerischen Sprachvereins. 4). Frauenfeld: Huber 1968.

keine Namen mehr erteilt würden, die nicht in der Bibel stehn, worauf der Rat von Genf allerdings nicht ganz einging.⁶ Diese extreme Haltung wird in der Folgezeit zwar wieder aufgegeben. Dennoch ist das alte Namensystem im Laufe der Zeit bis zur Unkenntlichkeit verändert worden, und die Einbußen hauptsächlich bei den Frauennamen sind so groß, daß nur noch wenig Deutsches übriggeblieben ist.

Angesichts dieser entmutigenden Tatsache könnte man sich fragen, ob Pflege der deutschen Namen in der Schweiz denn überhaupt noch möglich und sinnvoll sei. Ist die Kontinuität nicht schon gebrochen, so daß es sich nur um eine künstliche Wiederbelebung handeln könnte? Gegen diese pessimistische Haltung sind zwei Einwände zu machen: Erstens ist die Namengebung jeder Ausrichtung seit langem weitgehend „künstlich“. Wenn Eltern ihre Kinder nach Filmgrößen oder Romanfiguren benennen, so ist ja auch dies nicht mehr „natürliche“ Sprachentfaltung, ist nicht mehr schöpferische oder dem Brauchtum folgende Namengebung, wie es in früherer Zeit war. Und so gut wie es in der Reformation eine Wiedergeburt biblischer Namen, im Humanismus eine Renaissance klassischer Namen gab, so berechtigt ist auch Entlehnung aus früheren Epochen der eigenen Geschichte. Zweitens aber ist die Kontinuität gewiß nicht bei allen Namen gebrochen, wenn auch bestimmte Namen nur noch gebietsweise, manchmal sogar nur noch in einzelnen Familien verwendet werden. Es wäre darum eine erste Aufgabe, einmal alle noch irgendwo in der Schweiz gebräuchlichen Namen zu sammeln, sie dadurch allen zugänglich zu machen und ihren Fortbestand zu sichern. Darüber hinaus wären aber auch Vornamen aus der Schweizergeschichte zu sammeln und dem Leser nicht als „deutsche“ Namen anzubieten, sondern als schweizerische Namen deutscher Herkunft. Denn mit einem gewissen Nationalismus bei der Namengebung muß man rechnen — die Furcht vor gewissen deutschen Namen bei uns entstammt ja auch einem (negativen) Nationalismus —, er ist etwas Natürliches und darum mitzubehutsichtig. Eine deutsche *Mechthild* etwa wird sich schwerlich „absetzen“ lassen. Wer aber weiß, daß in Glarus um 1550 von 340 Frauen ganze 23 Mechthild hießen, der wird es vielleicht lernen, diesen Namen wieder als (auch) schweize-

⁶ Nach FRITZ BLANKE: „Vornamengebung in ihrer Beziehung zur Kirchengeschichte“ in: *Religion in Geschichte und Gegenwart*, 3. Aufl., Band 6, Sp. 1494 ff.

risch zu empfinden, und die Scheu vor ihm verlieren. Wer weiter weiß, daß es einen alten Zürcher Chronisten namens *Gerold Edlibach* und einen bekannten Historiker namens *Gerold Meyer von Knonau*, daß es einen Redaktor am Schweizerdeutschen Wörterbuch namens *Guntram Saladin* und einen berühmten Minnesänger aus dem Thurgau namens *Hartmann* gab, daß *die Adelheit* in Glarus um 1550 noch häufiger anzutreffen war als die erwähnte Mechthild und daß es u. a. eine zeitgenössische Berner Schriftstellerin namens *Gertrud Burkhalter* gibt, der wird die eingangs erwähnten deutschen Namen nicht mehr so schnell verwerfen. Was auf diese Weise zustande kommen könnte, wäre also ein biographisch-etymologisches Vornamenbüchlein für die deutsche Schweiz, so wie es Mader zum Teil für den deutschen Gesamttraum bietet. Für eine solche Schrift fänden sich sowohl Interesse als auch Absatzmöglichkeiten. Und wer wäre berufener, ein solches Verzeichnis zusammenzustellen, als gerade Rudolf J. Ramseyer, der sich im vorliegenden Heft als ein so gründlicher Kenner der Namensitten unseres Landes in Vergangenheit und Gegenwart ausweist? Die Ratschläge, die uns sein Büchlein bringt, sind gut, der Laie kann mit ihnen aber nicht allzu viel anfangen, solange er nicht konkrete Beispiele mitbekommt. Wir möchten also den Verfasser sehr zu einem zweiten Teil des vorliegenden Heftchens ermuntern.

Damit kommen wir zu einigen kritischen Bemerkungen zur vorliegenden Schrift. Den auf Seite 8 ausgedrückten Optimismus: „Es steht im ganzen nicht schlimm; die meisten Eltern besinnen sich zwar nicht stark bei der Wahl, doch folgen sie dem allgemeinen Brauch, und darum ist das Gesamtbild nicht übel“, können wir nicht teilen. Ob der Satz noch aus der ersten Auflage von 1918 stammt? Wenn weiterhin das Büchlein mit den Sätzen schließt: „Ein sonst braves *Anny* samt dem *y* und ein wackerer *Schaaggeli* sind immer noch wertvollere Glieder der menschlichen Gesellschaft als ein fauler *Leberecht*, ein feiger *Andreas* („mannhaft, tapfer“) oder eine „urecht“ altdeutsch getaufte, aber geizige *Friedburga*“, so ist dies alles ja gewiß richtig. Der Schlag, den die deutschen Vornamen — *Andreas* ist allerdings griechisch — dabei zum Schluß noch bekommen, ist aber völlig unpassend. Denn ist es nicht ein Schlag, wenn zum Abschluß zwei veraltete, lächerlich wirkende Namen für die Gruppe „deutsche Namen“ stehen müssen, so daß sich also nochmals schnell die Vorstellung von den altmodischen, tantenhaften deutschen Namen einprägt?

Außerdem übersieht dieser Schluß den Ernst der Lage. Er läßt sich so umschreiben: „*Es ist ja nicht nötig*, deutsche Namen zu geben, es geht auch gut mit den modischen. Hauptsache bleibt der Mensch.“ Gewiß. Nur geht die Aussage „es ist ja nicht nötig“ an der heutigen Situation völlig vorbei. Was nottut, ist nicht dieses „es ist nicht nötig“, sondern eine Ermunterung vom Stil „es kann durchaus sinnvoll sein, es ist durchaus möglich“ usw. Also nicht Relativierung der Wichtigkeit der deutschen Namengebung, das ist völlig überflüssig, sondern Ermutigung brauchen wir. Von ferne erinnert dieser Abgesang an die Art und Weise, wie die Verdeutschungsbemühungen der Sprachgesellschaften in den heutigen bundesdeutschen Schulbüchern behandelt werden; jeder Schüler bekommt die so läppischen Beispiele vom *Gesichtserker* (für Nase) und vom *Jungfernzwinger* (für Nonnenkloster) serviert, womit die ganze Verdeutschungsbemühung in ein schiefes, lächerliches Licht gestellt wird, ohne daß die ganze Problematik und die so wertvolle Arbeit, die durch diese Gesellschaften geleistet wurde, gebührend dargestellt wird, so daß der Schüler für sein Leben die Vorstellung eingeprägt bekommt, daß „das da mit dem Verdeutschen von Fremdwörtern“ eine lächerliche Sache sei.

Es geht bei der Empfehlung „deutscher“ Vornamen wie gesagt nicht darum, die eingebürgerten „fremden“ Namen, woher auch immer sie gekommen sein mögen, zu bekämpfen. Wir sind aber der Meinung, daß auch die *deutschen Vornamen ein legitimer Bestandteil unseres Vornamengutes* sind und daß dieser Teil unserer Vornamen, weil er heute besonders bedroht ist, auch unseres besonderen Schutzes bedarf. Dazu mögen noch die folgenden abschließenden Bemerkungen dienen:

1. Zur „Schönheit“ eines Namens gilt es folgendes zu bedenken. Was man gemeinhin als schön empfindet, ist meistens Ausdruck des Zeitgeistes, negativ gesprochen der Mode. Nach Seibicke waren z. B. um 1960 in der Bundesrepublik Mädchennamen wie *Gabriele, Andrea, Christa* und *Christine, Sabine* u. a. im Schwang, offenbar doch, weil die Eltern sie als schön empfanden. Es besteht also ohne Zweifel ein enger Zusammenhang zwischen dem Schönheitswert und der Häufigkeit eines bestimmten Namens. Bleibt so ein Name über einige Jahre hinaus beliebt, so gibt es in ein, zwei Jahrzehnten einen großen Anteil dieser Namen am Gesamtbestand aller Mädchen- bzw. Frauennamen. Es ist aber gar kein Zweifel, daß damit auch die Schönheit des Namens mehr und

mehr verblaßt. Wer einen selteneren Namen wählt, geht dieses Risiko nicht ein. Die Frage der „Schönheit“ eines Namens ist darum wohl überhaupt nicht so wichtig, wie es scheint. Denn die Schönheit altert schneller als der Träger des Namens. Umgekehrt kann der Name eines zurzeit als weniger schön empfundenen Namens durch den Träger im Lauf der Zeit an Glanz gewinnen. Wer ein nettes Mädchen oder eine besonders sympathische Frau mit dem erwähnten schrecklichen Namen Friedburga kennt, wird bald sogar diesen Namen nicht mehr so furchtbar finden.

2. Viele Eltern wählen einen biblisch-christlichen Namen aus einem religiösen Mißverständnis heraus. Die Meinung, durch die Namenwahl das Kind gewissermaßen in die Nachfolge des vorbildlichen Namensträgers zu stellen, ist ohne Zweifel gerade ein heidnischer Gedanke. Früher hielt man das Griechische und Hebräische für „heilige“ Sprachen, und man sprach vom „heiligen“ Land. Aber wie könnte es ein Land, ein Volk, eine Sprache geben, die Gott näher stünden als die andern? Und wie könnte es einen Namen geben, der „christlicher“ wäre als der andere?⁷ Dies haben denn auch viele lebendige Christen aus allen Zeiten wohl verstanden, worauf der unvergeßliche Zürcher Theologe Fritz Blanke, der den Ideen des Sprachvereins sehr nahestand, hingewiesen hat.⁸ So trugen in frühchristlicher Zeit die Christen ihre heidnischen Namen, auch Götternamen, ohne Bedenken weiter und taufte auch ihre Kinder mit heidnischen Namen. „Hauptsache war, daß man den Namen ‚Christ‘ führte“, eine Tatsache, die manche Missionsgesellschaften vergessen zu haben scheinen. Wer aber trotz allem durch den sogenannten christlichen Namen ein Bekenntnis aussprechen möchte oder seinem Kind ein großes Vorbild geben will, der möge bedenken, daß es neben den biblischen Namen auch noch diejenigen großer Christen der abendländischen Geschichte gibt. Es sei z. B. an *Bernhard* (von Clairvaux), *Huldreich* (Zwingli), *Anselm* (von Canterbury) und *Mathilde* (Wrede) erinnert.

3. Wenn es also keine „christlichen“ Namen im eigentlichen Sinne gibt, so gibt es natürlich auch keine Namen, die mehr oder weniger gut katholisch oder evangelisch sind, und ein Reformierter braucht darum auch nicht das geringste Bedenken zu

⁷ Mit Recht bedeutet engl. „christian name“ darum einfach ‚Vorname‘, gleichgültig welcher Herkunft.

⁸ aaO.

haben, den u. E. schönen Namen *Meinrad* zu wählen. Der zur Verfügung stehende deutsche Namenschatz ist so knapp geworden, daß wir uns eine solche Konfessionalisierung der Namen auch gar nicht mehr leisten können.

Muttersprachlicher Unterricht auf den Mittel- und Hochschulen

Von *Otto Berger*

(Die folgenden Ausführungen sind angeregt worden durch den Beitrag „Sprachpflege in der Schweiz“ von Prof. Dr. Bruno Boesch in Nr. 4 und 5/1968 des „Sprachspiegels“)

Von vertrauenswürdigen Persönlichkeiten sind mir neuerdings harte Urteile über bedenkliche Mängel in der mündlichen und schriftlichen Ausdrucksfähigkeit junger Akademiker zu Ohren gekommen, was mich veranlaßt, wieder einmal auf die Frage einzugehen, woher es komme, daß Männer, die unsere Volks- und Mittelschulen, Gymnasien und Universitäten durchlaufen haben, mit ihrer Muttersprache auf so schlechtem Fuße stehen. Ich würde mich nicht getrauen, auf dieses heikle Thema einzugehen, wenn ich mir nicht durch langjährige Sonderstudien, ferner im persönlichen und brieflichen Verkehr mit führenden Spracherziehern, vor allem aber durch die andauernde Beschäftigung mit der Fachliteratur einige Kenntnisse darüber angeeignet hätte, nach welchen Richtlinien auf den Mittelschulen jene Art Deutschunterricht zu erteilen sei, in dem die Ausdruckschulung eine bevorzugte Stellung einnimmt. Methodische Erkenntnisse verdanke ich ferner meiner eigenen Tätigkeit als Deutschlehrer und nicht zuletzt der Gewohnheit, mich auch in vorgerückten Jahren im Sprechen und Schreiben weiterzubilden. Diese Selbsterziehung entspringt ohne Zweifel dem Gefühl eigenen Ungenügens und der Ahnung, wie viel Brachland im Unterbewußtsein nach Bebauung, d. h. nach sprachlicher Formung drängt. Diesen Gedanken hat niemand schöner ausgedrückt als Adam Müller in seiner Ansprache über die Beredsamkeit, gehalten zu Wien im Jahre 1812: „Das Schönste, was die Seele in